

«KINDER BRAUCHEN KEINE SPIELPLÄTZE, SONDERN RAUM FÜR DAS FREIE SPIEL»

■ Interview: Christian Urech

Der Stadtnatur werden oft negative Attribute wie «monoton», «wertlos» oder «lebensfeindlich für Kinder» zugeordnet. Man vergleicht sie romantisierend und nostalgisch wertend mit der «Ländlichkeit». Ist das berechtigt? Unsere Städte (aber nicht nur sie) haben sich zudem weitgehend zu sauberen, durchgeplanten, verwalteten Orten entwickelt. Nutzungen von Freiflächen und Artefakten sind rigoros von Planern durchdacht und für eindeutige Verwendungen hergestellt worden. Aus schlechtem Gewissen heraus werden dafür als Ersatzorte für Kinder sogenannte Spielplätze gebaut. Der Geograph Andreas Winkler über die «Kraft des Spielens», die in Kindern wirkt, und unsere Möglichkeiten als Erwachsene, dieser Kraft den nötigen Raum zu lassen.

pro juventute-Thema: Kinder in der Stadt werden, was ihre Situation als spielende Wesen betrifft, oftmals etwas bedauert, wenn man sie mit «Landkindern» vergleicht. Ist dieses Bedauern gerechtfertigt?

Andreas Winkler: Kinder in der Stadt sind in gewisser Hinsicht tatsächlich sehr

belastet. Das hat aber nicht primär mit ihren Möglichkeiten als «spielende Wesen» zu tun. Es betrifft vielmehr Faktoren wie Luftverschmutzung, Lärm, Verkehr, die Drogenzene vielleicht. Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass ein Kind sich im Spiel jeden Lebensraum, und sei er auch noch so karg, erschliessen kann, – denken wir nur an Eskimo- oder Tuaregkinder. Warum sollte die Phantasie der Kinder nicht ausreichen, um auch die Stadt zu einem Spielort zu machen? Die Benachteiligung liegt also nicht auf der Ebene der Spielmöglichkeiten, sondern vielmehr an gewissen Gegebenheiten der heutigen Stadt. Das hängt vor allem damit zusammen, dass es zuwenig Orte gibt, die dem Kind freies Spiel ermöglichen. Zu vieles in der Stadt ist gleichsam schon belegt mit «kategorischen Imperativen».

Das heisst, dass die Stadt zu verplant, zu durchfunktionalisiert ist...

Ja. Planerinnen und Planer geben sich manchmal sehr viel Mühe, mit «kindergerechten» oder «invalidengerechten» Ansätzen zu arbeiten. Das heisst, es wird versucht, alle möglichen Eventualitäten aller möglichen Menschengruppen aufzufangen und entsprechende organisierte Angebote zu machen. Das ist für Gruppen wie zum Beispiel die Behinderten sicher sehr richtig. Ob es bei Kinder das geeignete Vorgehen ist, erscheint mir aber mehr als fraglich.

Welche Herausforderungen stellt denn nun der oft auf den ersten Blick als lebensfeindlich erscheinende Lebensraum «Stadt» oder speziell «Grossstadt» an Kinder, und wie reagieren Kinder auf diese Herausforderungen?

Der vielschichtige Lebensraum «Stadt» fördert zum Beispiel die Fähigkeiten des kognitiven Kartierens. Kinder können sehr gut eine «innere Karte» ihres Wohnortes herstellen, indem sie kleine, dem Erwachsenenblick unbedeutend erscheinende Elemente

in das Bild der Stadt einbauen. Wenn man ein Kind nach dem Weg fragt, erklärt es ihn zum Beispiel so: «Sie müssen beim gelben Papierkorb, der letzte Woche gebrannt hat, auf diese Seite gehen, und dann geradeaus, und bei dem Baum, der ein Loch hat, müssen Sie wieder abzweigen, und dann kommt der Fussgängerstreifen über die Strasse, wo der Teer letzte Woche aufgebrochen war und der gelbe Bagger stand...» An solchen, laufend sich verändernden Bildern orientiert sich das Kind. Fixe Strukturen in Gebäuden und Landschaften erleichtern dem Kind die Orientierung natürlich. Kinder entdecken immer irgendetwas, einen Trampelpfad zum Beispiel, und sie verbinden das Gesehene mit Erinnerungen an Erlebtes. Kinder orientieren sich in der Stadt sogar leichter als Erwachsene; sie haben keine Mühe, nach und nach in eine moderne Stadt «hineinzuwachsen».

Kinder orientieren sich also viel mehr an konkreten Details und an Erinnerungen als an abstrakten «Stadtplänen»...

Ja. Und sie interpretieren die Welt der Dinge immer wieder neu und verändern sie im Prozess der Wahrnehmung natürlich auch. Die Verkehrsinsel kann zum Piratenschiff auf dem gefährlichen Strassenmeer werden...

Die Fähigkeit von Kindern, kleinste Gegebenheiten wahrzunehmen, kreativ zu verändern und in die eigene Gedankenwelt – und das heisst immer auch in die eigene Spielwelt – zu integrieren, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Die Fähigkeit von Kindern, kleinste Gegebenheiten wahrzunehmen, kreativ zu verändern und in die eigene Gedankenwelt – und das heisst immer auch in die eigene Spielwelt – zu integrieren, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Dieser kreative und «ganzheitliche» Umgang mit ihrem Lebensraum ist demnach die Voraussetzung, unter der die Stadt zum Spielort von Kindern werden kann...

Es ist zum Teil auch ein sehr gefährlicher Umgang. Die Tatsache, dass Kinder eben wirklich auf alles, was sie vorfinden, unbefangen zugehen, um es in ihre Gedanken- und Spielwelt einzubauen, schliesst auch Gefahrenquellen ein. Ein extremes Beispiel dafür



«Die Angst der Eltern vor realen Gefahren, aber auch eher diffuse Ängste wie die vor Sexualverbrechen und Entführungen bewirken, dass Kinder je länger je mehr in einer Art Käfighaltung grossgezogen und auf Räume beschränkt werden, die überschaubar und kontrollierbar sind.»

sind die grässlichen Unfälle mit Waffen und Waffenteilen, Granaten, Tretminen usw., die sich immer wieder in von Kriegen heimgesuchten Ländern ereignen. In der Stadt verhält es sich ähnlich: die zur Phantasiewelt uminterpretierte Wirklichkeit enthält Gefahrenelemente, die das Kind gerade dadurch, dass es sie in seine eigene Welt einbaut, nicht sehen kann. Und das macht letztlich die reale Stadt mit ihrem Verkehr doch wieder zum bedrohlichen und für Kinder wenig geeigneten Lebensraum. Wobei man natürlich sofort einschränken muss, dass es diese Gefahrenquellen bei uns in ähnlichem Ausmass auch auf dem sogenannten «Land» gibt.

«Eine Art Käfighaltung»

Worin liegt denn heute der Unterschied zwischen der Stadt und dem Land? Vielleicht darin, dass es auf dem Land noch mehr ungenutzte, nicht durch-funktionalisierte Lebensräume gibt... ?

Das ist eine unter Städtern verbreitete Ansicht. Ich wohne auf Land und mache andere Erfahrungen. Neben unserem Haus wurden kürzlich Wohnblöcke fertiggestellt, umgeben von einer Rasenfläche – das gewohnte Bild, auch heute noch. An Spielgeräten sind zwei gelbe Schaukelentchen, ein Schaukelgerät und ein Sandhaufen vorhanden. Das ist alles. Die Zeiten, in denen es viele Möglichkeiten zum freien Spiel gab, sind für die Kinder auch auf dem Land vorbei. Und dort, wo diese Möglichkeiten an sich vorhanden wären, werden sie ebenfalls durch Verbote eingeschränkt – weil es zu gefährlich ist. Stattdessen werden Ersatzwelten geschaffen. Die Angst der Eltern vor realen Gefahren, aber auch eher diffuse Ängste wie die vor Sexualverbrechen und Entführungen bewirken, dass Kinder je länger je mehr in einer Art Käfighaltung grossgezogen und auf Räume beschränkt werden, die überschaubar und kontrollierbar sind. Das geschieht in der Stadt wie auf dem Land.

Früher haben sich Kinder viel häufiger in Gleichalterigengruppen aufgehalten...

Die Gruppenbildung war früher nur schon dadurch erleichtert, dass es nicht diese wirklichen Grenzen gab, die heutige Strassen bilden. Eltern lassen ihr Kind, bevor es acht oder neun ist, verständlicherweise nur ungern allein zum Spielkameraden auf die andere Strassenseite gehen. Also muss die Mutter oder der Vater das Kind begleiten. Eine erwachsene «Aufsichtsperson» muss es zum Spielort bringen und ist dann als Beobachter präsent, was wiederum verhindert, dass die Kinder autonom Gruppen bilden können. Der Erwachsene «trägt» dann ständig «die Verantwortung» für das, was geschieht, greift bei Streitereien ein und verhindert damit Gruppenprozesse. Dieses «Ruhigstellen» der Kinder, das auch spontane Formen des Spiels unterbindet, ist ein unheimlich negativer Einfluss, den wir als Eltern fast alle nolens volens immer wieder ausüben. Dass es früher anders war und die Kinder über viel mehr Freiheit verfügten, sich irgendwo herumzutreiben, hatte zum Teil allerdings ganz handfeste, praktische Gründe, die man nicht romantisch verklären sollte. Die Eltern waren zum Beispiel einfach froh, dass sie die Kinder für eine Weile los waren, damit beide in Ruhe arbeiten konnten. Zudem mussten die Kinder – in der Stadt wie auf dem Land – viel häufiger mitarbeiten. Dieses Mitarbeiten wurde dann auch zu einer Form des Spiels – solange es sich nicht um wirklich ausbeuterische Kinderarbeit handelte.

Durch die sozialen und gesellschaftlichen Entwicklungen hat sich die Gruppenbildung zusätzlich verkompliziert. Konkurrirten früher vielleicht die Protestanten und die Katholiken oder die Mädchen und die Knaben und gab es allenfalls als Aussenseiter noch das reiche Söhnchen oder den armen Tagelöhnerbub, sind heute die sozialen Einflüsse, die auf Kindergruppen einwirken und sie formen, vielschichtig und widersprüchlich. Natürlich wurden auch früher einzelne Kinder ausgelacht und gemieden, oder sie passten nicht in die Gruppe. Die altersspezifische Frage des Dazu- oder Nichtdazugehörens hat meiner Meinung nach aber an Brisanz gewonnen, weil heute Konsumgüter und Statussymbole eine wichtige Rolle spielen. Eine bestimmte Schuhmarke kann darüber entscheiden, ob man «in» oder «out» ist.

Kinder müssen spielen

Kinder beziehen ihre Umwelt immer sehr direkt in ihr Spiel ein. Wie «spielt» das, wenn diese «Umwelt» eine städtische, vielleicht grossstädtische in wenig privilegierter Lage ist?

Die Stadt ist ein komplexes Gebilde, und es ist tatsächlich zu differenzieren, in welchem Teil der Stadt das Kind wohnt, ob in einem ruhigen Wohnquartier oder mitten in

der City, ob es mehr oder weniger Möglichkeiten hat, Grenzen zu überwinden, Räume zu erobern, «Verbotenes» zu tun. Natürlich sind die Spielmöglichkeiten in der City sehr eingeschränkt. Andererseits fördert ein karges Angebot die Eigeninitiative des Kindes: Es wird immer etwas suchen und finden, das ihm ein Spiel anbietet. Selbst ein Bodenmuster aus rein graphischen Elementen kann diese Funktion haben und plötzlich zum System aus Kanälen werden, zu einer Welt von verschlungenen Wegen, in die das Kind hineinflücht. Dass Kinder solche Muster ablaufen oder sie abtanzen, beobachtet man ja häufig.

Es ist praktisch unmöglich, einem Kind die Fähigkeit und den Drang zum Spielen auszutreiben. Die «Kraft des Spielens» wirkt in allen Kindern: sie wollen spielen, sie müssen spielen. Diese Kraft setzt sich gegen jeden Widerstand durch, zumindest solange sie in soziale Kontakte eingebunden sind. Ein Kind müsste schon wie Kaspar Hauser völlig isoliert in einer Zelle aufwachsen, um die Fähigkeit zum Spielen zu verlieren. Solange es aber Gruppen mit anderen Kindern bilden kann und ein Minimum an anregenden Impulsen erhält, wird es auch anfangen, in die Welt verändernd einzugreifen und sich Spielorte zu schaffen.


Das heisst natürlich überhaupt nicht, dass ich eine kühl-modernen Architektur befürworte, die möglichst «kinderfeindlich» ist, um so die Fähigkeit des Kindes, mit Extremsituationen zurechtzukommen, zu fördern. Ich bin schon für eine offene und naturnahe Planung und vor allem im Wohnbereich für eine veränderbare Stadt, die das Kind mitgestalten kann.

Was verstehen Sie unter «Stadtnatur» und was zeigt diese dem Kind?

Die Stadtnatur wird häufig zu wenig beachtet. Die Tendenz, in der Stadt möglichst viel anzupflanzen, sie mit fremden Pflanzen zu «begärtnern», ist immer noch vorherrschend. Dabei gibt es in der Schweiz wahrscheinlich keine vielfältigere Natur als die Stadtnatur. Sie enthält Felselemente, Schuttelelemente, Waldelemente, Gartenelemente, und wir finden in ihr von der

«Das Kind sucht sich anhand der Vegetation und natürlich auch anderer Elemente jene Orte aus, die ihm die Gewissheit geben, dass es hier für sich ist und, für einmal der Kontrolle entzogen, machen kann, was es will.»

Hackfrucht bis zur Felsschuttflora eigentlich alles. Die Stadtnatur zeigt dem Kind, wo es ist und was es darf, sie spricht zu ihm in einer sehr deutlichen Sprache. Ein Ort mit Brombeeren und Brennnesseln oder eine Rasenfläche mit kahlen Stellen vom letzten «Tschutti-Spiel» vermitteln ganz andere Signale als extrem gepflegte Rasen, Parkrasen oder angelegte Blumenwiesen mit der impliziten Botschaft «Betreten verboten». Das Kind sucht sich anhand der Vegetation und natürlich auch anderer Elemente jene Orte aus, die ihm die Gewissheit geben, dass es hier für sich ist und, für einmal der Kontrolle entzogen, machen kann, was es will. Die Vegetation ist eine Spur, die das Kind einerseits führt und durch das Kind im Bespielen



«Die Macht und das Recht des Planers auf materielle Unversehrtheit seines Werkes sind meist besser geschützt als die Ansprüche der Nutzer.»

andererseits immer wieder hergestellt wird. Ein typisches Beispiel für diese Wechselwirkung ist der Trampelpfad, ein anderes sind verwucherte Gebiete, vielleicht ein überwuchertes Industrieareal, das nicht mehr genutzt wird. Kinder erkennen und erobern sich solche brachliegenden Gebiete sofort. Die Kraft der Kinder, sich Möglichkeiten zu öffnen, ist beeindruckend. Man wird den Zaun, durch den ein Schleichweg zum Schulhaus führt, Hunderte von Malen reparieren, ihn zubinden, verbarrikadieren können – er wird immer wieder von neuem «freigebracht». Kinder ziehen ihre Spuren, wo sie wollen.

Die Vorstellungen der Planer, die Interessen der Benutzer

Sie wenden sich gegen die extrem «gärtnerischen Formen» der Stadtnatur, gegen ihre Monofunktionalität, die verwaltend, konservierend und kontrollierend sei, wie sie schreiben, weil sie streng festgelegte vergesellschaftete Nutzungen oder Tätigkeiten fördere.

Kinder können diese gärtnerischen Formen durchaus geniessen und als schön empfinden, das ist unbestritten. Ich bewerte sie an sich nicht negativ. Die Frage ist vielmehr die nach dem *Mass* der Vergesellschaftung von Handlungen, die sie auslösen, und nach ihrem Flächenanteil. Je mehr Artefakte in

einem Lebensraum vorhanden sind, bei denen genau vorgegeben ist, wie sie genutzt werden müssen, desto eingeschränkter ist die Spielmöglichkeit und die Phantasiewelt. Es ist für das Kind immer besser, wenn es etwas auf verschiedene Weise oder auch anders, als es ursprünglich gedacht war, nutzen kann. Die gärtnerische Stadtvegetation (auch jene der modernen «Biotopgärtner») ist nun aber häufig so angelegt, dass sie ausschliesslich einem «Bild» dient oder einer ganz bestimmten Nutzung und auf diese Weise das Spiel des Kindes behindert («Lass das sii», «Chumm da use», «Leg das wider an»...). Als Ersatz müssen dann wieder die sattsam bekannten Spiellandschaften her. Ein Stadtpark mit Spielgeräten kann durchaus seine Berechtigung haben. Wenn es daneben aber keine anderen Angebote gibt, keine Alternativen, drängt sich mir einfach das Bild von einem Zoo auf: Man stellt den Affen einen Pneu oder Kartonschachteln in den Käfig, damit sie beschäftigt sind.

Es ist klar, dass das Selberentwickeln die geplante Welt immer auch in Frage stellt. Wenn ich als Planer ganz genau darauf achten würde, was die Kinder mit den Dingen, die ich entworfen und hergestellt habe, anfangen, dann müsste ich in sehr vielen Fällen Fehlplanung zugeben. Denn die Spuren der Kinder laufen dem, was ich als Erwachsener bezweckte, sehr oft völlig entgegen. Dadurch fühle ich mich natürlich in meinem Werk angegriffen, das ich vielleicht sogar als «Kunstwerk» begreife. Die Interessenkonflikte, die so entstehen, werden meistens zugunsten des Herstellers, des «Schöpfers», und nicht zugunsten der Benutzenden entschieden.

Das Verhindern menschlicher Eigenaktivität durch den Planer, der immer in seinem Werk präsent bleibt (auch wenn er längst unter dem Boden liegt), ist oft auch eine Frage der Macht. Dabei ist die Macht und das Recht des Planers auf materielle Unversehrtheit seines Werkes meist besser geschützt als die Ansprüche der Nutzer. Die seelische Unversehrtheit des Kindes und seine Spielinteressen sind gegenüber Naturschutz, Kunstkommissionen oder (Garten-) Denkmalpflege nur sehr schwer durchzusetzen. Man bezeichnet dieses Phänomen als Persistenz. Wenn ein Werk gut geplant ist, spielt die Persistenz keine grosse Rolle, weil die Überlegungen des Planers und die Handlungsintentionen der Benutzer dann weitgehend zusammenfallen. Wenn sie sich aber widersprechen, kommt es zu einer Entfremdung des Ortes und in der Folge zu sozialen Spannungen. Entfremdung findet dann statt, wenn Städte so gebaut sind, dass die Menschen in ihr nicht mehr autonom handeln können. Mitscherlich hat dieses Thema ausführlich behandelt in seinem Werk «Die Unwirtlichkeit der Städte». Wenn wir uns überlegen, was das für die Sozialisationsprozesse von Kindern heisst, müssten wir uns als Planer viel stärker bewusst werden, dass

wir mit allem, was wir entwerfen und gestalten, auch potentielle Spielorte schaffen. Ich meine jetzt nicht die Spielorte im «klassischen» Sinn, sondern Orte, wo unter anderem auch Spiel entstehen kann – ein Treppenhaus zum Beispiel. Alles kann zum Spielort werden.

Entfremdung führt zu Gewalt

Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen der sogenannten Jugendgewalt und der Art, wie unsere Städte gebaut sind? Könnte die von Ihnen erwähnte Entfremdung ein Auslöser sein?

Auf jeden Fall. Es ist logisch, dass ich gegen das, was mich behindert, Wut entwickle, die sich einerseits als Destruktion gegen die mich entfremdenden Artefakte äussern, andererseits im Streit untereinander ein Ventil finden kann. Wenn ein Mensch während längerer Zeit so zurückgebunden wird, dass er praktisch nie seine inneren Bilder umsetzen und sein Spiel spielen kann, wird er aggressiv. Das gilt für Kinder wie für Erwachsene. Werden Menschen sehr rigide eingebunden, ist die Triebsteigerung der Aggressivität vorprogrammiert – und das gilt heute für die meisten Kinder nicht nur von den Strukturen her, sondern auch durch den erwähnten Zwang, dass die Mütter oder Väter die Kinder dauernd begleiten und führen müssen. Aus Gefahrengründen sind viele Wege genau vorgegeben, man muss die Strasse auf dem Fussgängerstreifen überqueren. Es ist für ein Kind in der Stadt äusserst schwierig, seine eigenen Querwege zu wählen, herumzustehen, irgendetwas anzustellen, weil es ja dauernd kontrolliert wird. Wenn es zu spät aus der Schule nach Hause kommt, ist das eine absolute Katastrophe, und die Eltern geraten in Panik. Kurz: Das Kind hat weder Zeit noch Raum, sich unterwegs in ein Spiel zu verlieren.

Wie bringen wir wieder mehr kindgerechte Spielmöglichkeiten in die Stadt zurück?

Die erste Voraussetzung ist sicher, dass sich Stadtplaner, Architekten, Grünplaner etc. intensiv mit dem Spiel des Kindes auseinanderzusetzen beginnen. Das beinhaltet vor allem: Hingehen, zuschauen und die

«Wenn ich als Planer ganz genau darauf achten würde, was die Kinder mit den Dingen, die ich entworfen und hergestellt habe, anfangen, dann müsste ich in sehr vielen Fällen Fehlplanung zugeben.»

«Das Spiel hat ein anarchisches Moment, das mit Gefahren, mit mangelnder Kontrollierbarkeit, aber auch mit Armut und sozialem Niedergang assoziiert wird.»

Spuren des Kinderspiels lesen und interpretieren lernen. Die Bedürfnisse der Kinder müssen zuerst einmal überhaupt begriffen und ihre Rechte ernst genommen werden. Es genügt wie gesagt nicht, aus einem schlechten Gewissen heraus Ersatzstandorte für Kinder zu schaffen, die letztlich wieder den Meinungen und dem Weltbild von Erwachsenen entsprechen. Über das Beobachten von Kindern und ihren Schwierigkeiten in der Stadt sollte versucht werden, das Kind dazu zu bringen, dass es seine Umgebung schrittweise selbst verändert, dass es selbst handelt. Die Erwachsenen müssen im organisatorischen Bereich vielleicht gewisse Hilfestellungen leisten, aber im Zentrum sollte die Eigeninitiative der Kinder stehen. Statt fertiges Spielgerät brauchen sie: Hammer, Nägel, Bretter, Bäume, Tücher und Seile, damit sie selbst etwas bauen, gestalten, verändern können.

Spiel erzeugt «Unordnung»

Haben Sie das Gefühl, dass die Entwicklung effektiv in diese Richtung geht? Muss da nicht noch sehr viel Bewusstseinsarbeit geleistet werden, bis das von einer breiteren Öffentlichkeit oder den politischen Entscheidungsträgern erkannt wird?

Ich hege auch meine Zweifel. Das Kinderspiel bedroht ja oft die (geistige) Welt der Erwachsenen. Das Kind stellt im Spiel immer auch «Unordnung» her. Das Spiel hat ein anarchisches Moment, das mit Gefahren, mit mangelnder Kontrollierbarkeit, aber auch mit Armut und sozialem Niedergang assoziiert wird. Darum müssen die chaotischen Spuren des Spiels immer so säuberlich entfernt werden, auch im Kinderzimmer. Unter diesem gesellschaftlichen Druck leidet jeder, da würde ich mich selbst nicht ausschließen. Das Kind «macht Unordnung» oder vielmehr seine eigene Kinderordnung, und die passt nicht in die Erwachsenenstrukturen hinein. Hier liegen die Hauptschwierigkeiten, die dieser Entwicklung im Weg stehen.

Sie sind also eher pessimistisch?

Vielleicht sind bessere Voraussetzungen erst dann gegeben, wenn uns (existentielle) Alltagsprobleme wieder dermassen in Beschlag nehmen, dass wir die Kinder automatisch etwas mehr «loslassen» müssen. Das Kinderspiel wird durch die Überbehütung

wahrscheinlich stärker behindert als durch irgendwelche Stadtstrukturen. Da die Überbehütung aber auch wieder konkrete Ursachen hat, ist es trotzdem unumgänglich, die momentane Situation in der Stadt zu verändern – zum Beispiel, was den Verkehr betrifft. Die Erwachsenen müssen sich dafür entscheiden, ob sie eine Stadt wollen, die den rollenden Blechbüchsen gehört, oder eine Stadt, die Raum bietet für Menschen, für Kinder.

Kinder brauchen keine fertigen Spielsachen

Sind Kinder nicht ebensowohl verführbar zum und durch Konsum wie Erwachsene? Wie kann man denn Spielformen unterscheiden, die erwüchsig aus den Bedürfnissen und der Kreativität der Kinder selbst herausgewachsen sind, und solche, zu welchen sie «verführt» oder «verlockt» werden, sei es durch die Methoden der Werbung oder durchaus gutgemeint in pädagogischer Absicht?

Schaut man sich all die gutgemeinten Spielsachen an, mit denen das Kind nicht erst heute überhäuft wird, dann stellt man fest, dass sich die Eigenkreativität des Kindes an ihnen oft auf ziemlich brutale Weise manifestiert: nämlich indem es zum Beispiel der Barbiepuppe den Kopf ausreisst, oder wenn die Legoburg mal so richtig zusammengeschossen wird. Sie äussert sich also in der Destruktion gegen all jene Objekte, die dem Kind zwar einerseits Freude bereiten, andererseits aber doch nicht ganz in seine Welt passen: dazu sind sie zu fertig, zu perfekt. Zum eigenen Spiel des Kindes gehört das Aufbauen und das Zerstören, das Wechselspiel zwischen dem Ordnen der Welt und dem Aufheben dieser Ordnung. Wird dieser Teil nicht zugelassen, dann bricht er mit Gewalt durch. Das eigene Spiel des Kindes heisst immer auch, dass es Nutzen und Gebrauch von Spielsachen auf andere Weise interpretiert als wir Erwachsene.

Ich möchte Sie zum Schluss dazu auffordern, Prophet zu spielen. Wie wird die Möglichkeit für Kinder, sich ihren Lebensraum spielend zu erschliessen, in Zukunft aussehen? Es gibt ja auch, um nur ein Beispiel zu nennen, die Horrorvision der massenhaften Flucht aus dem grauen Alltag in eine bunte Videowelt und von spielsüchtigen Kids, die wie hypnotisiert stundenlang vor dem Computer sitzen.

Die Welt der elektronischen Medien wird zur Wirklichkeit der Zukunft gehören, das ist ganz klar. Auch meine Kinder, denen ein riesiger schöner Naturgarten zur Verfügung steht, geraten immer wieder in Versuchung, den Verlockungen dieser Welt zu erliegen. Und wenn man Kinder danach befragt, wie sie sich zum Beispiel ihren Pausenplatz wünschen, entsprechen ihre Vorstellungen durchaus nicht immer unserem Ideal und schliessen vielleicht einen Kiosk oder eine Videothek

auf dem Pausengelände mit ein. Wenn man diese Vorstellungen dann aber hinterfragt, stellt sich heraus, dass sie häufig das spiegeln, was den Kindern ständig vor Augen geführt wird. Sie kennen nichts anderes. Und jene Kinder, die in einer idealen Natur- und Spielwelt aufwachsen, suchen in der Welt der Elektronik den Gegensatz. Das finde ich ganz normal.

Die Entwicklung der finanziellen Lage in den mitteleuropäischen Staaten wird es uns in Zukunft wohl gar nicht mehr erlauben, unsere Städte derart zu «überpflegen». Etwa in den dem Niedergang geweihten Industriequartieren können Leerräume entstehen, neue «weisse Flecken», die durch Kinder wieder zu erobern sind – so gesehen gibt es in Zukunft vielleicht eher mehr Spielwelten als

«Die «Kraft des Spielens», die in Kindern wirkt, ist stärker als die Verführungen der Konsumwelt.»

heute. Dass parallel dazu die andere Welt, die Elektronikwelt, auch bestehen mag, ist nicht von der Hand zu weisen und wahrscheinlich auch nicht zu verhindern. Aber ich müsste mich sehr täuschen, wenn Kinder, die die Freiheit haben, wirklich etwas zu tun, diese Möglichkeit dem Konsumieren nicht weitgehend vorziehen werden. Das bloss Konsumieren, das Erleben aus zweiter Hand, kann verlocken, wird aber bald einmal langweilig. Die «Kraft des Spielens», die in Kindern wirkt, ist stärker als die Verführungen der Konsumwelt. Ich bin da optimistisch. ■

Andreas Winkler war ursprünglich Chemielaborant in der agrochemischen Forschung, holte dann die Matur nach und absolvierte anschliessend ein Geographiestudium. Dieses Fach interessierte ihn vor allem deshalb, weil es verknüpfende Forschung erlaubt. Seine Diplomarbeit machte er im Bereich der Landschaftswahrnehmung. Schon während des Studiums gründete er einen Kleinbetrieb, der Naturgärten plant und anlegt und heute von seinem Partner geleitet wird. Nach fünfzehn Jahren praktischer Arbeit hat er sich nun wieder mehr dem Forschungsaspekt zugewandt und seinen Arbeitsschwerpunkt von der Natur zum Menschen (und vor allem zum Kind) verlegt. Heute arbeitet er selbstständig als «Einmann-Büro». Er wohnt (wie er selbst sagt: privilegiert) mit seiner Frau und drei Kindern zwischen acht und dreizehn auf dem Land in einem Haus mit schönem Naturgarten.